



Zwe und dreißigster Jahrgang.

29.

Donnerstag, am 20. Juli 1848.

Aus dem Riesengebirge

von

Mar Ring.

I.

Die Teufelskanzel.

Der Teufel hat seine Kanzel,
Wie immer die Pfaffen der Welt
Aus wüstem Geröll und Gesteine
Auf's Riesengebirge gestellt.

Der Urwelt gewaltige Quadern
Die liegen als Würfel zerstreut.
Mit Heiden spielt er noch gestern
Von Christen predigt er heut.

Er hüllt sich in schwarze Gewande
In Nebel, Wolken und Dunst,
Mit Finsterniß kommt er gezogen
Der Teufel versteht seine Kunst.

Der Sturmwind orgelt den Sanctus
Mit Eichen und Tannen im Grund,
Es respondirt ihm als Chorus
Das Echo mit zitterndem Mund.

Im heuchlerisch gleichenden Schweine
Bestieg er den dröhnenden Sitz,

Er spricht seinen Segen, zerschmettert
Stürzt morsch eine Hütte vom Bliz.

Er lehret die Menschen da drunten,
Da morden sich Vater und Sohn,
Wie glücklich macht sie der Glaube,
Das nennen sie Religion.

II.

Der Leineweber.

Der Sonntagsmorgen hell und schön
Ist im Gebirg erschienen.
Es ruft der Glocken sanft Getön
Ihr sollt dem Herren dienen.

Die Sonne schenkt ihr goldnes Licht
Den weißen Hüttenwänden.
Es strahlt des Webers bleich Gesicht,
Die Bibel in den Händen.

Da liest er von der alten Zeit,
Wie einst auf dieser Erden,
Der Heiland ging voll Seligkeit
Mit liebenden Gebehrden.

In niedre Hütten kehrt er ein
Zu schlichten Zöllnersleuten,
Das Wasser wandelt er in Wein,
Ihr Schicksal anzudeuten.

Die Armen hat er auserwählt,
Daß sie den Samen säen,
Mit seinen heil'gen Geist beseelt
Apostel und Propheten.

Und wenn der Weber Sonntags früh
Die Bibel aufgeschlagen,
Vermag er Kummer, Last und Müh
Am Wochentag zu tragen.

Immortelle

von
Ludwig Börne.

Noch immer sind die Pariser Briefe des Unvergleichlichen durch ihren Preis nur Wenigen zugänglich. Es dürfte daher gerade jetzt an der Zeit sein, die folgende Predigt allgemeiner zu machen, welche Börne bei Gelegenheit der im Jahre 1832 erfolgten Niedermeglung von Land- leuten durch heßisches Militär bei dem Sturm auf ein heßisches Steueramt gehalten:

Liebe Gemeinde!

Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen, und habt Euch todtschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerendöther! Ihr jammert über den Zoll, Ihr wollt keinen Zoll bezahlen! Wißt Ihr denn, was der Zoll ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was er sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel besser Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, so gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.

Viele von Euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Floßknecht nach Holland gekommen, ehe er sich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von Euch nicht am Rheine war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie wa-

ren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Chhemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging lustig daher. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte siehet, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, starf wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hat, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegeben, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rostfenchel, aber wenig Brot. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharach oder Müdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich sage Euch Kinder, es ist nichts gesünder, als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmt angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen, und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschten wollte, wer kommt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gesagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegsführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, so ging er zum

Schmidt und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsöttische Pulver war noch nicht erfunden.

Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen giebt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so. Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht ins Horn. Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurden angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten aufgeschlagen und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Messe, Ihr Herren; und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brot verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waaren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Messe, und alles war gut. So ist der Zoll entstanden, und was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner.

Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheider, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlten.

So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiderte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken, heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus: Habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharach auf Eurem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euern guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiderte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Eurem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rudesheim bis nach Bonn und sprachen mit allen auf die ähnliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher.

So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lang dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr untersteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiderten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir

den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Euren mache; laßt Euch auch Zoll von ihnen bezahlen; Schaase wollen gescho- ren sein, sonst gedeihen sie nicht.

Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über den Zoll beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst würdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Eure Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr den Zoll nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eueres gnädigen Landesherren todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: Warum nimmt unser Allergnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit acht Silbergroschen bezahlen, das uns doch nur vier kosten dürfte? So zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser Allergnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Euerem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe und in den Städten als Pensionäre leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht bloß für diese Räuberbrut braucht unser Allergnädigster

Landesfürst Cuere Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid mir keine Esel und fragt: Wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr das Zollhaus gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: Aber wäre kein Zoll da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist der Zoll unnötig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie ihr ausseht. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser Allergnädigster Landesvater braucht nicht bloß seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: Wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? Muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt keiner daran. Aber unser Allergnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolaus will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: Alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leihet unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den

Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Steuern bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Cuere eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Cuere besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie bloß den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenken führen. Aber schließt Cuere Mädchen ein, bis sie wieder fort sind.

Jetzt habe ich Euch erklärt, was der Zoll ist; nun geht und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Cuerem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Cuern gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja Alle Cuere Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Steuern. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und das Zollhaus zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Cuere Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „aber Peter, aber Hans, seid Ihr denn stockblind? Sehet Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih mit einander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der Dir manchen Apfel von seinem Baume geholt? Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Willst Du um ein Stück Kommissbrod ein Mörder werden? Bist Du nicht selbst ein Bauernkind? Was gehen Dich die Fürsten, was gehen Dich die Steuern an? Komm zu uns lieber Hans! Du sagst nichts? Nun, da steh ich, schieß mich armes Mädchen todt, wenn Du Herz hast.“ Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht

das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keinen Zoll mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!

Eine Kaiserkrönung.

Da gegenwärtig wieder so viel von einem deutschen Kaiser die Rede, wobei sich schon mancher Narr in Folio gezeigt hat, wird folgende Schilderung lebhaft ansprechen, welche Karl Heinrich von Lang von der Kaiserkrönung in Frankfurt am Main im Jahre 1790 entwirft:

Die erste hochwichtige Angelegenheit, die mir unter die Hände kam, war ein Gesuch des Reichserbmarschalls Grafen von Bappenheim, daß unter denjenigen jungen Grafen, welche die Ehre haben, nach dem bestehenden Reichsceremonial die Speisen auf die kaiserliche Krönungstafel zu tragen, auch die jungen Herren Grafen von Bappenheim möchten zugelassen werden. Die gesammten deutschen Reichsgrafenlande aber, wohin man Couriere und Staffetten laufen ließ, kamen darüber in nicht geringen Aufruhr und Bestürzung, sntemal, unbeschadet der persönlichen Würde der Herren Grafen von Bappenheim, ihre Herrschaft selbst keine wirkliche Reichsgrafschaft, sondern nur eine unmittelbare reichsritterschaftliche Befizung war.

Ich erhielt also den Auftrag, eine Antwort an den alten Erbmarschall aufzusetzen, welche ungefähr dahin ging: So erfreut und diensterbötig die gesammten Grafen des heiligen römischen Reichs selbst in dem Fall sein würden, daß der Herr Erbmarschall zum römischen Kaiser und König von Germanien gewählt werden wollte, so wenig könnte sie jedoch auf dessen exorbitantes, unüberschliches, unberechenbares und folgenschweres Begehren, die Herren Söhne und Vettern beim Schüsseltragen und Aufwarten zuzulassen, weder für jetzt, noch in alle ewige Zeiten eingehen.

Ich hätte mich aber sehr geirrt, wenn ich hoffte, unter diesen hochgräßlichen Segeln die kommende Frankfurter Pracht nunmehr ruhig mit ansehen zu können. Mitten in der Nacht brach neuerdings ein so gräßlicher Sturm aus, daß ich schleunigst von Frankfurt heraus nach Dffenbach, als dem Verdeck der deutschen Reichsgrafen-Deputation, einberufen wurde. Das kaiserliche Hofküchenmeisteramt hatte ein Verzeichniß sämmtlicher Schüsseln, wenn ich nicht irre, 37 an der Zahl, mitgetheilt, um sie zur Auslegung auf die Tafel an die hierzu bestimmten Reichsgrafen zu vertheilen.

Nun war aber seit Carolo Magno oder auch etwas später, das reichsgesetzmäßige Herkommen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte, und so allemal die letzte, von einem westphälischer Grafen getragen werden mußte. Allein nach diesem Turnus hätte es sich getroffen, daß die siebenunddreißigste Schüssel, als die allerletzte, wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, worüber alle anwesende Schwaben, denen doch sogar selbst bei einer allgemeinen deutschen Reichscollegialschaft zugekommen wäre, mit dem St. Georgenschild voranzustehen, in den heftigsten Unwillen ausbrachen, während gleichwohl auch keiner der anderen Stände des Reichs dieser siebenunddreißigsten Schüssel sich annehmen wollte. Es schien nur wenig zu fehlen, daß es nicht gar zu einem bürgerlichen Reichsgrafenkrieg gekommen wäre. Die kaiserliche Hofküche schlug es geradezu ab, diese verwünschte siebenunddreißigste Schüssel etwa wegzulassen, welches ihr auch nicht zu verdenken war, weil sie sich darüber mit allen Küchenzetteln von Kaiser Rudolphus her auszuweisen vermochte. Endlich doch kam gleichsam wie vom Himmel her der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schüssel vier kleinere zu machen, worauf dann die letzte richtig wieder auf einen Westphälischer traf.

Als Gentilhomme des Reichs-Erztruchsessens hatte ich dem Krönungszuge selbst mit beizuwohnen, und konnte also diese alttestamentliche Judenpracht gemächlichst in der Nähe schauen. Der Kaiserornat sah aus, als wär er auf dem Erdelmarkt zusammengekauft, die kaiserliche Krone

aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselsteinen und Gläserben besetzt; auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Ceremonieen, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhl herab und hinauf, hinauf und herab sich ankleiden und auskleiden, einschmierern und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possirlichsten war es, als eine Bischofsmütze im lieblichsten Nasentone und lateinisch zur Orgel hinauf intonirte, ob sie da oben nun wirklich den Serenissimum Dominum, Dominum Leopoldum wollten in regem suum habere, worauf der besahende Chorregent gewaltig mit dem Kopfe schüttelte, seinen Fiedelbogen greulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfern und Singknaben aber im höchsten Discant herunterriefen: fiat, fiat, fiat! So wie also von Seiten dieser kleinen Herrschaft nichts mehr entgegenzustehen schien, ging's nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, vom Timpor aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Hadripump! Hadripump! Bump! Bump! Es hätte wenig gefehlt, so wär mir, ohne zu wissen wie, die erste kaiserliche Gnade wiederfahren. Um Alles noch gemächlicher mit anzuschauen, stieg ich auf etlichen Latten auf einen Platz in der Kirche, der bei weitem minder stark besetzt und gedrängt war, bis ich dann endlich von einem Bekannten, der mir seine Glückwünsche bringen wollte, erfuhr, daß dieses die Bühne für diejenigen sei, welche der Kaiser zu Rittern schlagen wollte; ich machte mich also mit einem Sprunge über diese bevorstandene Ritterschaft wieder hinweg. Nachdem nun dem Kaiser auf einem fahlen Throne, der aussah wie eine Hennensteige, von den Bischöfen die Glückwünsche und Guldigungen unter allen möglichen Arten von Knie- und Buckelbeugungen abgestattet und durch die bis unter seine Nase geschwungenen Rauchfässer ein Wolfenhimmel um ihn her gebildet war, wurden die Candidaten zum Ritterschlag und unter diesen zuerst und nament-

lich ein im theatralischen Kostüm schon bereitstehender Dalberg aufgerufen, welches wohl daher kommen mag, daß das alte adelige Geschlecht der Kämmerer von Worms, welches den Namen der im Jahre 1315 schon ausgestorbenen ächten Dalberge angenommen, als solche Kämmerer zugleich die ersten Ministerialen des alten Kaiserthums zu Worms gewesen. Von der Kirche aus nahm der Kaiser mit seinem abgeschabten Mantel in langer, aber etwas eilig drängender, daher auch frummer und verwirrter Procession, seinen Zug auf das Rathhaus zurück. Er ging in seinen alten Kaiserpantoffeln über gelegte Breter, die man mit rothem Tuche bedeckte, welches aber die gemeinen Leute, auf dem Boden kuleend und mit Messern in den Händen, hart hinter seinen Fersen herunter schnitten und zum Theil so gewaltsam in Fetzen herunterrißen, daß sie den vorn laufenden Kaiser beinahe damit niederwarfen.

Nachdem auf dem Römer die kaiserliche Schautafel den Anfang genommen, wobei ein Herzog von Mecklenburg, mit einem langen Messer an die Thür postirt, und ein weißes Handtuch sich vor die Brust gesteckt, für den Allerdurchlauchtigsten den durchlauchtigsten Vorschneider machte, begab sich der Erbtruchseß zu Pferde in spanischer Tracht, fliegendem Haar und goldenem Mantel zur Hütte auf dem Markte, wo ein Ochse gebraten wurde. Seine ganze Dienerschaft trat in Galla voraus und die sogenannten Gentilhommeß, welche neben mir drei andere seiner Beamten vorstellten, gingen je zwei zu jeder Seite, neben dem Pferde auf der linken Seite; ich hatte den spanischen Hut mit weißen und blauen Federn emporzutragen, mein Gegenmann auf der rechten aber eine große silberne Platte. Während der Erbtruchseß auf dem Pferde blieb, mußten wir Gentilhommeß uns zum höllischen Feuer des in der Hütte unter pestilenzialischem Gestanke gerösteten Ochsen verfügen, ein noch halb rohes Stück desselben auf die silberne Platte nehmen und sie dem zum Römer zurückreitenden Herrn Grafen vortragen, während hinter uns von dem um die vergoldeten Hörner des Ochsen streitenden Zanhagel die ganze breterne Küche krachend zusammenfiel, vermuthlich als ein Sinnbild, wie es dem heiligen Reiche in der Kürze bald selbst ergehen

sollte. An den Flügelthüren des Speisehauses übernahm der Graf Truchseß die Schlüssel in seine eigenen Hände und setzte kniebeugend diese dufende Köstlichkeit dem von allen Seiten mit lauter widersinnigen Fragen geplagten Kaiser unter die Nase. Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben, als das Fastnachtspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung.

Die folgenden Tage, wo man die sibyllinischen Bücher der goldenen Bulle nicht weiter zu befragen nöthig hatte, befriedigten die Schaulust mit leidlicheren Festen einer öffentlichen Huldigung in dem heffischen Lustlager und dem Freudenfeuer auf den prächtigen Wasserjachten der geistlichen Kurfürsten. Auch die Juden, denen jetzt die ganze Welt huldigen muß, bequemten sich wenigstens für einen Tag, in ihren schwarzen Mänteln einem kaiserlichen Kanzler zu huldigen. Aus allen Schluchten wurden dem anwesenden Könige von Ungarn die wilden Schweine herbeigetrieben. Die in ganzen Strichen herbeigesflogenen deutschen Professoren und Docenten rissen sich um die nassen Druckbogen der neuen Wahlcapitulation, um zu erforschen, an welcher Stelle etwa aus einem Komma ein Semikolon geworden, und berühmten sich zum Theil, daß sie es bewirkt. Am lebendigsten, schien es, wurden in der Stille die Einblasungen und Nachforderungen der französischen Ausgewanderten vertreten. Wenn man weiß, daß selbst der Herr Kurfürst von Mainz unter einem Gefolge von 1500 Menschen sogar auch eine Amme und einen Kapaunenstopfer mitgebracht, so darf man glauben, daß es überhaupt nirgend an den Abstufungen aller sinnlichen Freuden gemangelt habe. Den Beschluß in den vornehmen Gasthöfen bis zum frühen Morgen machten gewöhnlich die Spiele an dem in lauter Gold aufgethürmten Banken, welche der in regelmäßiger Stunde ankommende Reichsprofosß, ein Subalterne des Erbmarschalls, scheinbar auseinandertreiben wollte, dafür aber mit einen, zwei, auch fünf bis sechs oft in die Hände gedrückten Ducaten beschworen und zur Thür hinausgeschoben wurde, und zwar ging er gewöhnlich mit einem oder zwei Ducaten ganz still und bescheiden ab, schrie

und schimpfte aber bis zum Schäumen, je nachdem er mehrere Stücke in der Hand verspürte, weil er es für seine Schuldigkeit hielt, sich nach einer so großmüthigen Belohnung in seiner höchst möglichen Anstrengung sehen zu lassen. — Am Tage schlich er in seiner bordirten Uniform mit Degen auf kleinere Beute aus, um arme Judenburschen zu fangen, wenn er sie einen Haarzopf tragend oder mit einem Spazierstock in der Hand, oder gar in den öffentlichen Spaziergängen wandelnd ertappte. Es wäre nöthig gewesen, man hätte seinen Taufschein bei sich getragen, um nicht von diesem Ameisenbär als eine Judenseele aufgegebelt und um 1 Gl. 30 Kr. geplündert zu werden.

Die Banner des deutschen Reichs.

Unter dem Banner des Fürsten zur Landesgemeinde und zum Feldzug, zum Schutz im Krieg und im Frieden sind von den ältesten Zeiten her alle germanischen Völker versammelt worden; die Fahnenfolge ist Grundlage des deutschen Lehnwesens, des deutschen Gerichts, des deutschen Heeres, und was alle vereinigte hieß Bannum schon zu den Zeiten, da unsere Vorfahren dem Christenthum und der abendländischen Bildung fremd waren. Als Karl der Große das Reich gründete und Gessittung und geistige Bewegung des deutschen Volks lebendig zu werden anfang, war der Bann des Königs der Schutz der Ordnung und das Zeichen der irdischen Gewalt; wer widerstrebte oder floh, verlor was er als Wehrmann in der Gemeinde besaß, Recht und Besitz, die Uebertretung mußte gesühnt werden. Nichts ist tiefer im germanischen Wesen begründet, als die Ehrfurcht des Volkes vor diesem Bann mit seinen Fürsten. Im Verlauf der Zeit verlor sich im bürgerlichen Leben das äußere Zeichen und der Name jener alle umfassenden Gewalt, welcher man anhing, und seit Friedrich dem Rothbart spricht man vom Banner nur beim deutschen Heere. „Men huß kerl mach offte schall anbinden en Heersfahn, dat is ein Banner,“ sagt ein frisches Gesetz.

Das Wort ist unserer Sprache mit andern gemein; es bedeutet aufgerichtet und hoch erhaben, ein Zeichen das jeder erkennt, und wurde von Kirchen und Bischöfen, Herren und Völkern geführt, wo immer sich wehrhafte Männer vereinigten. Nicht Jedermann, soviel ist gewiß, sondern nur zuverlässigen Männern wurde anvertraut die Fahne zu tragen, ein Amt war, wenigstens anfänglich, damit nicht verliehen: doch ohne Zweifel damals schon die Stelle des Feldhauptmanns damit verbunden. Das Lied von Kaiser Karl des Großen Heerzug nach Spanien singt vom held Roland

Seinen Speiß nam er an die Hand,
Einen wizen van er ane bant.

In der Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk von Baderborn, wird von Karl des Großen Bannerträger Gerold gesprochen; der Kaiser Heinrich III. begleitete im Jahr 1040, auf dem Zuge gegen Böhmen, Graf Bernher als erster Flügelmann und königlicher Bannerherr. Der Bischof Wilhelm von Tyrus erzählt, wie vor der Schlacht, welche 1080 Kaiser Heinrich VI. dem Gegenkönig Rudolf bei Merseburg lieferte, Anfrage bei den Fürsten im kaiserlichen Feldlager geschehen sei, wem man mit Sicherheit das Reichsbanner anvertrauen, und wer eines solchen Heeres Hauptflügelmann werden könne? Gottfried Herzog von Lothringen, meinten alle, sei der rechte und zuverlässige Mann. Demselben übergab der Kaiser den Adler, und Gottfried trug vor dem Kaiser das Banner in die Schlacht; darnach die feindlichen Reihen durchbrechend, und Rudolf gegenüber, stieß er's dem König durch die Brust, daß dieser todt nieder sank. Unter Kaiser Lothar dem Sachsen wird erst Konrad Herzog von Franken, dann Graf Heinrich, Ludwigs von Thüringen Bruder, als Reichsbannerherr genannt, und des Rothbarts kaiserliche Fahne trug Otto von Wittelsbach auf dem Zug gegen die italienischen Städte.

Es ist uns überliefert wie des Reichs Banner in den großen Schlachten flog, welche im zehnten Jahrhundert König Heinrich I. und Kaiser Otto der Große bei Merseburg und am Lech den Ungarn schlugen. Die Geschichtschreiber nennen es den Engel, denn damals war das Bild des heil-

ligen Michael auf der Fahne des Reichs, vielleicht nach Byzantiner Sitte, vielleicht auch weil noch andere christliche Germanen, außer Longobarden und Normanen, den Erzengel als ersten Schutzpatron verehrten. Aus früherer Zeit aber ist nur jene eine Stelle von Gottfrieds Heldenthat übrig, in welcher des Adlers als kaiserlichen Feldzeichens gedacht wird. Doch bestätigen die Siegel an den kaiserlichen Urkunden, daß noch vor Friedrich I. der Adler unter den Sinnbildern der Reichsgewalt war. Kaiser Konrad II. (1024 bis 1039) ist auf einer Bulle abgebildet mit Krone und Harnisch, in der rechten Hand der Reichsapfel, auf der linken ein fliegender Adler; auf Heinrich's III. (1039—1056) Scepter sieht man in vielen Siegeln den Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Auch das mag angeführt werden, daß am großen Knopf des Schwerts Kaisers Karl des Großen, welches zu den Reichskleinodien gehört, in vergoldetem Silber auf der einen Seite der fliegende Adler, auf der andern ein doppelgeschwänzter Löwe angetroffen wird: Karl soll mit diesem Schwertknopf gesiegelt haben. Aber vom zweiköpfigen Adler findet sich vor Friedrich I. keine Spur; und erst hundert Jahre später unter Rudolf von Habsburg, wird erzählt, daß der Doppeladler im Reichsbanner gewesen sei, welches Heinrich Graf von Hochberg 1278 gegen Ottokar von Böhmen trug.

Es scheint daß nur der zum Kaiser gekrönte deutsche König dieses Symbol führte; Wilhelm von Holland, Heinrich Raspe, Adolf von Nassau und Friedrich von Oesterreich haben auf Münzen und Siegeln nur den einköpfigen Adler, und vom Kaiser Sigismund an wurde es Regel, daß der König der Deutschen den einfachen, der gekrönte Kaiser den Doppeladler führte: die Buchstaben A. E. L. O. U., in denen alle Worte unserer Sprache beschlossen sind, und die Verse

Aquila Ezechielis

Sponsa missa est de celis

Volat ipsa sine meta,

Quo nec ales nec propheta

Evolavit altius.

stehen im Umkreis jenes Sinnbildes auf den Siegeln Sigismund's und Friedrich's III.

Der Kaiser galt im Mittelalter für den Nachfolger der römischen Imperatoren in der Beherrschung der Welt; in dem römischen Papst, welchem die Seelen gehorchten, war die Stütze der weltlichen Herrschaft; die einen leiteten von ihm die Begründung, die andern die Bestätigung der fürstlichen Gewalt ab; doch geschah es, daß in der päpstlichen Weihe auch die Verleihung begriffen war, und daß der deutsche König das Kaisertum vom Papst nahm. Am Sonntag Vätare 1452, als König Friedrich III. in S. Peters Münster zu Rom gekrönt wurde, „gab unser Herr Vater der Babist Nikolaus seinen heiligen Händen das köstliche hochgeerte Panir des heil. Römischen Reichs, das sein kaiserlich Großmehchtigkeit zu allen Zeiten mechtigen lobelichen sich darunter habe, der h. Römischen Kirchen, dem h. Röm. Reich, der ganzen gemeinen h. Christenheit zu Schutze und Schirme.“ Wie das Oberhaupt der römischen Kirche die Fahne übersandte, wo ein Heer gegen die Feinde des christlichen Glaubens auszog, so bezeugte auch die Fahne, wo zur Herrschaft über die christlichen Völker der Segen der Kirche erteilt wurde. Es ist nicht zu zweifeln, daß die doppelte Macht, der Deutschen König und der römischen Welt Kaiser zu sein, dem Bild des Doppeladlers den Sinn gegeben habe; Friedrich der Rothbart ist vom Erzbischof von Mailand als zwiefältiger Herrscher begrüßt worden, und bald darnach (1156) zeigt das Siegel Oesterreichs Rechte sichernden Urkunde zum erstenmal die Anwendung jenes Symbols.

Das Hauptbanner der Fürsten war von Goldstoff; ein solches zog den Normanen voran, da sie um 1040 ihren Herzog Rscletin erhoben, ein solches hatte Pipin von Franken im Jahr 763 von dem aquitanischen Herzog Waiser erobert, und golden war die kaiserliche Fahne, welche im reichsunmittelbaren Kloster Monte Casino im elften Jahrhundert aufbewahrt wurde. „Des Reichs Hauptbaner,“ erzählt der Straßburger Feldhauptmann Friedrich Voß, „welches die keiserliche Mayestät fliegen ließ im Her vor Gent in Flandern (1488) ist ein groß guldtin feldt, darin ein Adeler mit zweygen Köppfen.“ Dasselbe flog am Orte wo der Kaiser war; vor ihm, ja von ihm selbst ward es in den Schlachten getragen; der Kern

der Truppen umgab es. Als König Arnulf vor Löwen sich zur Schlacht gegen die Normanen rüstete (891), sprach er zu seinen Soldaten: „Wohlan, Ihr habt den Feind vor den Augen, ich bin der Erste der vom Pferd steigt, und trage selbst das Banner, folgt mir!“ Und als er drei Jahre darnach die Truppen vertheilte, die lombardische Stadt Bergamo zu erstürmen, stand er mit dem Heerbanner und den besten Männern auf der nahen Anhöhe als letzte Hülfe. In der Schlacht bei Merseburg (934) stand König Heinrich unter den Kämpfern, und vor ihm wurde „der Engel“ getragen; der und des Fürsten begeisternste Worte gaben Muth und Vertrauen. Am Lech (955) waren es acht Heerhaufen, welche gegen die Ungarn kämpften, und „im fünften größten, welcher auch der königliche hieß, war Otto selbst umgeben von der erlesensten und muthigsten Schaar, und vor ihm her der Engel, bei dem der Sieg ist, von vielen Männern geschützt.“ Der Sieg geschah damals ohne daß jenes fünfte Treffen gegen den Feind anrückte. Lothars, des Sachsen Banner, flog von den Burgthürmen auf Monte Casino, nachdem sein Feldhauptmann und Eidam Herzog Heinrich von Baiern das befestigte Kloster gewonnen hatte (1137), und Karl IV. richtete in Speyer auf dem Domthurm sein Panier auf, da eine Meile davon (1349) gegen Herzog Ruprecht von Baiern gekämpft wurde. Im Jahre 1475, als des Kaisers Feldmarschall Markgraf Albrecht von Brandenburg im Krieg gegen Köln und Burgund sich zur Schlacht rüstete, war er mit des Reichs Hauptbanner und den besten Männern im Nachzug des Treffens, und 1542 gebot König Ferdinand, Karl V. Bruder, im Speyerer Reichsabschied: „In der keyserlichen Mayestät und unserem Abwesen soll des Reichs Fahnen nicht fliegen.“ Diese Fahne zu schirmen war daher auch die äußerste Sorge; Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen schrieb vor dem Türkenkrieg 1542, „wo der Keyser oder König selbst zu Felde ziehen, und alsdann des Reichs Hauptfahne fliegen würde, daß alsdann du, Wolff von Bappenheim! solche Hauptfahnen führen und dich davon nicht dringen lassen sollst, auch nichts desto weniger Fleiß fürwenden, daß uns darneben des Reichs Sturmefahne auch gelassen.“

In der Schlacht bei Mühlborn 1322, hatte Graf Konrad von Schlüsselburg tapfer das Banner des siegreichen Herzogs Ludwig von Baiern getragen, und war dafür mit Stadt und Schloß Gröningen belehnt worden. Als vierzehn Jahre später Gröningen von ihm an den Grafen Ulrich von Württemberg abgetreten wurde, bestätigte Kaiser Ludwig, daß dem Lehen auch das Recht des Reichs Fahne zu tragen zugehöre, und verlieh dem Grafen mit der Stadt zu Erbrecht des Reichs Sturm fahne. Von da an besteht dieses Banner neben des Kaisers Hauptpanier, und wo es flog „beschlossen sich“ die Fahnen der andern Fürsten und Herren. Es wird beschrieben als gekröntes goldenes Panier mit dem einköpfigen Adler; wie Württemberg es vom Jahr 1495 an im Wappen führte. „Der Keyser Rudolf hat der Zürcher ihr Banner bekrönt, das ist mit einem rothen Schwengel beziert,“ heißt es in einer Schweizer Chronik. Oben von der Spitze der Fahne flatterte ein rothes Band, das war die Krone der Würtemberger Sturm fahne. Man hielt die rothe Farbe für königlich, und wie schon bei den Römern die Anklage der beleidigten kaiserlichen Hoheit begründet war, wo Jemand in purpurnem Kleide ging, für ein Sinnbild der unumschränkten Gewalt; in rothem Wachs zu siegeln kam nur dem Kaiser zu oder wem er es gestattete; mit der rothen Fahne verlieh der Kaiser den Blutbann, und auf Gemälden in den alten Handschriften bis zum achten Jahrhundert hinauf, ist es ein rothes Stirnband, welches vom fürstlichen Diadem zu beiden Seiten herabhängt. Daher lag im Panierschwengel große Ehre, und als Herzog Reinhart von Lothringen dem Panier von Zürich nach der Schlacht bei Murten (1476) jener Stadt zu gefallen den Schwengel hatte abschneiden lassen, wollten die Zürcher ihre Truppen, als sie nach Hause kamen, nicht einziehen lassen, sie hätten denn des Paniers Krone und Ehrenzeichen wieder angeheftet. Daß des Reichs Sturm fahne nur im Kriege flog, liegt im Namen; als Friedrich III. im Jahr 1452 nach Rom zog, um die Kaiserkrone zu erlangen, und vor der Stadt seine Völker lagerten, war's des Reichs Hauptbanner, welches sein Bruder Herzog Albrecht führte, und dort wo die Züge sich ord-

neten, fliegen ließ: aber im Kampf gegen Herzog Ludwig von Baiern 1461, hat der Markgraf Albrecht von Brandenburg des Reichs Hauptbanner, Graf Ulrich von Württemberg die Sturm fahne getragen; Kaiser Karl V. hat 1532 noch die Herzöge von Württemberg bei diesem Rechte erhalten, und als man 1699 daran war, der neuen Kur Braunschweig=Lüneburg das Erzamt eines Reichsbannerherrn zu verleihen, sollte das unpräjudicial und unabbrüchig dem Rechte derer von Württemberg geschehen.

Es ist gesagt worden, daß, wo des Reichs Fahnen flogen, die der einzelnen Herren eingezogen wurden; nur wo das Heer sich in besondere Truppen theilte, wie im Hussitenkrieg 1431, blieben die Kennfahnen der Fürsten; denn mit diesen bezeugten sie, daß sie die Reichsstandschaft vom Kaiser zu Lehen gesucht und erhalten (d. h. des Kaisers Stuhl berannt) hatten, und mit ihnen zogen sie dem Banner des Kaisers zu. Nur der Reichsstädte Kennfahne ist nachher erhalten worden, und durfte neben dem Reichsbanner fliegen im Jahre 1475, als das Reichsheer sich unter dem Markgraf Albrecht von Brandenburg bei Köln versammelte gegen Karl von Burgund und Erzbischof Ruprecht von Köln, und im Jahre 1488 als Kaiser Maximilian in Flandern lag: Straßburg, Augsburg, Köln, Frankfurt, Nürnberg und Alm führten, abwechselnd je einen Tag des Reichs Kennfahne. In jenem Kriege ist dem Kurfürsten von Sachsen, in diesem dem Herzog von Jülich und Berg das große Banner übergeben worden, „sonst allen Kurfürsten und Fürsten keins: die andern Feind ließ man besließen.“

Ob in Zeiten des Friedens das Banner des Reichs gebraucht wurde, ist ungewiß; in den Beschreibungen der kaiserlichen Krönungszüge wird desselben nicht erwähnt, unter den Reichskleinoden war es nicht, aber als Mittel der Belehnung hat es schon Friedrich der Rothbart benützt, da er den Erzbischof Philipp von Köln zum Herzog erhob (1180); und unter dem ersten Otto (982) hat ein deutscher Graf unter der kaiserlichen Fahne Güter veräußert. Es ist aber nirgend eine Spur, daß das heilige deutsche Reich sich zu bestimmten Farben bekant hätte, die späteste Zeit hat im erwachten Vaterlandsgefühl von der Würtember-

ger, Sturmflagge drei Farben zusammengesetzt, welche der Historie gemäß, nur im alten Banner, auf Goldstoff der Adler mit dem rothen Schwefel, oder im Sinnbild ein breiter Goldgrund mit schwarzem Kern und rother Einfassung dargestellt werden können. Das Symbol aber erinnere jeden, daß jenes „böstliche und hochgeerte Panir“ das deutsche Volk gegen seine Feinde vereinigt, und daß zwei Dinge damit bedeutet werden ohne welche für Deutschland niemals ein Gedeihen war, die Gewalt des Oberhauptes im Reiche, von der keiner sich lossagen soll, und das vom Fürsten den Völkern verliehene Recht.

Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. G.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Josua war in der schönsten, aber auch in der gefährlichsten von allen Träumereien befangen gewesen, in der religiösen. In ihr bedürfen wir am meisten einen festen Grund, um aufrecht zu stehen, da wir nach den übersinnlichen Dingen anschauen wollen; die Schwärmerei eines jungen Herzens glaubt da am wenigsten der Prüfung zu bedürfen. Es nimmt die Wahrheit an und saugt sie ein, wie die Biene den Saft der schönsten Blumen, aber es vergift, daß, um jene uns zu eigen zu machen, wir auch gleich den Bienen den eingesogenen Saft zu Honig, zu Nahrung verarbeiten müssen. Nicht die Wahrheit, welche zu allgemeinem Gebrauch daliegt, ist unser Eigenthum; sondern diejenige, welche wir in uns selbst aufgenommen haben, die wir innerlich mit unserm Verstand in Uebereinstimmung gebracht und nach unserm Bedürfnisse zurecht gemacht haben; endlich die Wahrheit, die, ob sie auch für kein Geschöpf Wahrheit wäre, es doch für uns sein sollte, damit unsere Seele mit ihr Genüge hätte.

„Unser Haus ist wüste gelassen!“ klagte Josua

laut; er sah lange mit stieren Augen nach dem Boden, und so fand ihn Lea, als sie spät Abends in sein Zimmer trat, um die Lampe anzuzünden. „Es ist schon lange dunkel; ich meinte, Ihr hättet mich vielleicht gerufen, ohne daß ich es hörte,“ sprach sie, ihr Eintreten entschuldigend, da sie ihn so in Gedanken versunken sah.

Josua schüttelte mit dem Kopf, und sah nach der Thür mit einem Blicke, in welchem der deutsche Wunsch lag, sie möchte ihn wieder verlassen. Lea war gewohnt, gehorsam zu sein, und sie war bereit, dieses zu thun; aber als der junge Mann ihr das bleiche Gesicht ganz zuwendete, ließ sie darauf so viel Schmerz, daß der widerstrebende Fuß sich weigerte, sie nach der Thür zu tragen.

Lea, statt fortzugehen, wagte dem jungen Mann nahe zu treten, obgleich sein düsteres Gesicht ihr kaum einen freundlichen Empfang verhieß. Fragend ruhte ihr sprechendes Auge auf dem seinigen.

„Nichts, Lea, nichts!“ antwortete er.

„Nichts kann nicht einen so traurigen Anblick hervorbringen, Josua.“

„So ist es doch eine gute Rede, damit niemand zu fragen braucht, was hinter der dunklen Stirn verborgen liegt.“

„Das mag für den Mann gelten, aber für die Frau ist es nur ein desto größerer Reiz.“

„Ich kenne keinen lästigeren Fehler, als die Neugierde.“

„Das lautete wohl härter, als es gemeint war; nicht wahr?“ fragte das Mädchen, und es lag in ihrer zarten Stimme etwas so Schmerzliches, und Kummer auf ihrer Stirn. Josua blickte auf, er war überwunden. Das Gefühl, ungerecht gewesen zu sein, giebt erst den wahren Mann in die Hände einer Frau. Lea errieth das, und dreister fuhr sie fort: „Nicht wahr? Ihr wißt wohl, daß ich nicht aus bloßer Neugierde fragte; Ihr glaubt, daß die arme Lea bei allem, was ihr fehlt, doch ein gutes Herz hat, und um das zu beweisen, vertrauet Ihr, was Euch kummert.“

Josua schüttelte die schwarzgelockte Stirn, aber beantwortete doch Lea's freundliche Worte mit einem wehmuthsvollen Blicke; gleich darauf ließ er das Haupt wieder in die offene Hand sinken.

Lea öffnete den Mund, schloß ihn wieder und öffnete ihn nochmals. Was sie sagen wollte, wurde ihr offenbar schwer, und sie schien es kaum über die Lippen zu bringen. Endlich war sie ihrer selbst Meister und fragte: „Ist...“ Nein, der Name durfte nicht genannt werden, und sie sagte deshalb: „Betrifft es Eure Liebe? Kann ich irgend etwas für Euch thun? Wenn vielleicht mein Vater...“

Josua hob den Kopf schnell aus der Hand, und die Finger der Hand zitterten; sein Gesicht hörte auf, bleich zu sein, und seine Augen strahlten, da er nur an Ottilie dachte. „Nein,“ sprach er lebhaft, „die betrifft es nicht; der Stern ist noch nicht für mich untergegangen.“

„Welcher Stern war es denn, der für Euch unterging? Sagt mir, was fehlt Euch?“ sprach Lea.

„Frage mich nicht, liebe Lea! Um Deiner selbst willen mußt Du mich nicht mehr fragen,“ und Josua's Gesicht wurde auf's Neue düster und bleich.

Lea lächelte betrübt. „An mich dürft Ihr nicht mehr denken; an mir ist nichts gelegen. Ich bin nichts, Josua!“ Sie hatte Recht, sie war nichts in ihren eigenen Augen. Sie sah immer Andere, nie sich selbst; ihr ganzes Leben drückte lauter Demuth aus. Das Wörtchen Ich kannte sie kaum, um dadurch sich Anderen gegenüber selbstständig zu zeigen, hatte sie es nie gebraucht.

Er sah Lea bei dem Wort stutzig an, dessen treffende Wahrheit er fühlte, und sprach dann: „Du bist ein Engel, aber gerade um deswillen kannst Du nicht begreifen, was mir fehlt. Du lebst immer mit Dir selbst und mit Gott zufrieden, und kennst keinen Zweifel.“

„Zweifel,“ unterbrach ihn Lea theilnehmend, als begriffe sie ihn jetzt ganz, denn das Wort Zweifel klingt hart für ein Frauenohr. In der Liebe ist es das ärgste, im Glauben das schrecklichste; Frauen sind geborene Gläubige. Da kam ihr etwas plötzlich in den Sinn, und sie fragte: „Euer Zweifel betrifft doch nicht?“ und sie wies auf die Rolle hin, welche aufgeschlagen vor ihnen lag, als fürchtete sie, das laute Aussprechen würde schon entweihen.

Der junge Mann hielt beide Hände vor das Gesicht. Als er den Schreck sah, der aus Lea's

Augen sprach, war es ihm, als würde ihm plötzlich ein Spiegel vorgehalten, in welchem er schauend sich selbst sah. Er wartete einige Augenblicke, was Lea sagen würde, dann sprach er langsam: „Habe ich Dir nicht vorausgesagt, Du sollst nicht fragen? Nun weißt Du, Lea, was mein Unglück ausmacht. Gehe nun!“

In einem Strom von Thränen fand Lea ihre Stimme bei dieser Verweise wieder. „Dann weniger als je!“ versicherte sie. „Ach, Josua! Ihr habt Jehovah verlassen, und jetzt verläßt er Euch. Sagt mir, woran Ihr zweifelt, und ich will bitten, Gott möge Euch befreien.“

Er sprach: „Israel ist ein gesunkenes Volk. Wer soll es aufrichten?“

„Der Messias!“ antwortete die gläubige Jüdin mit festem Ton.

Josua lachte bitter.

„Seid Ihr so dem Glauben Eurer Väter untreu geworden, daß Ihr an das Kommen des Gesegneten nicht mehr glaubt?“ fragte Lea.

„Wenn Ihr denn mit Gewalt es wissen wollt... ja, Lea, ja!“

Lea bat im Stillen, Gott möchte ihm um der Verführung willen, die ihn verleitet hatte, vergeben — um der Liebe willen, die er zu der Christin hatte. Darnach sprach sie zu dem jungen Mann: „Also glaubt Ihr, was die Andern sagen, daß der Messias schon gekommen ist?“

„O, daß ich das könnte!“ antwortete Josua, indem er heftig aufstand.

„Um's Himmels willen, was glaubt Ihr denn?“ fragte die arme Lea ängstlich.

„Daß Gott wegen einer Schuld des Volkes, die uns unbekannt ist, unsere Namen aus dem Buch des Lebens ausgetilgt hat, und daß Christus...“ Er hielt inne, als würde es ihm zu viel.

Lea war athemlos; Herzklopfen hinderte sie am Sprechen, aber sie sah den Jüngling fragend an.

„Gott ist ein Gott der Rache!“ sprach er, und sank in seinen Stuhl zurück; der kalte Schweiß trat ihm vor die breite Stirn. Er lag durch seinen Unglauben darnieder, und die schwache Frau stand in ihrem Vertrauen aufrecht vor ihm.

Sie sprach dreister, als sie gewöhnlich zu thun pflegte: „Jehovah ist kein Mensch, daß ihn

etwas gereuen sollte. Er hat doch in dem Ver- söhner Vergebung für Alles verheißen. Kehrt zurück von Eurem Irrweg, Josua! Eine fromme Mutter hat Euch auch gelehrt: der Herr ist barm- herzig, langmüthig und groß von Geduld."

"Ja, sieh nur die ersten Blätter aus seinem Wort an," sprach Josua, und schlug die Geschichte des Paradieses auf.

"Ihr habt vergessen," sagte Lea, "daß Gottes Wort ein versiegeltes Heiligthum ist, und nur der Schlüssel des Glaubens kann es öffnen. Einst soll eine Ruthe aufgehen vom Stamm Isai."

"Die Zeit ist vorbei — siehe nach dem dunk- len Osten, wo der Stern aufgehen sollte. Das Haus Israels ist wüste gelassen!"

Der junge Mann eilte jetzt zum Zimmer hin-

aus, und fort aus dem Hause. Selbst die Mauern der Stadt waren ihm zu enge; er flog hinaus. Rathlos warf er sich am Stamm einer kahlen Weide nieder; das Gefühl war in Folge der hef- tigen Seelenspannung aus dem Körper gewichen. Der Nachtfrost drückte einen Kranz von blinken- dem Reif auf sein Haupt, ohne daß er es fühlte. Der Nordwind spielte brausend mit seinen schwar- zen Locken, ohne daß er es merkte. Der Mond ging tröstend über allem auf, was dunkel lag, ohne daß er es sah. Zu Hause betete Lea um den Frieden seiner erschütterten Seele.

Die Nacht wurde kälter, der Mond verbarg sich hinter Wolken — Josua schlief!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Auf dem Hausvogtei-Platz, der nach dem Gebäude benannt ist, in welchem die Gefangenen festgehalten werden, welche wegen Preßvergehen in Untersuchung sind, jetzt, wo noch keine Jury und kein Preßgesetz für Preßfreiheit existirt, hat ein neues Etablissement den Namen angenommen: Café de la liberté. In dieser französischen Bezeichnung steckt eine verdamnte deutsche Ironie.

* * Herr von Auerwald, der Minister-Präsident, früher Oberbürgermeister Königsbergs, ist ein Schooßkind des Glückes! Der Spielge- fährte eines Königs, verdankt er der königlichen Gunst, die nur einmal, als er über das bloße Kokettiren mit der Freisinnigkeit herausging, zu schwinden drohte, sein Steigen in der Verwaltung, seine frühere und gegenwärtige politische Bedeu- tung. Ebenso wenig ein genialer Kopf als ein politischer Charakter, ebenso wenig ein bewährter Staatsmann als ein thätiger Arbeiter, ist er durch jene Gunst, bisher der beste Ersatz für den Man- gel des Verdienstes, auch zum Minister geworden in einer Zeit, die Männer verlangt in des Wortes vollster Bedeutung; Männer, deren Ele- ment nicht das glatte Parquet des Salons ist, sondern die das Staatsschiff auch durch die Sturm- bewegten Wogen des Zeit-Meeres zu führen ver- mögen. Wie wird der Minister seine Aufgabe erfassen? Wird er, wozu seine Persönlichkeit allein ihn befähigt, noch einmal das System der

halben Maßregeln, der diplomatischen Unentschie- denheit, des Kokettirens mit dem Zeitgeiste ver- suchen? Wird er noch einmal sich auf die schlüpfrige Bahn begeben, auf der selbst Camp- hausen's edle Natur straucheln und endlich fallen mußte? Sicherlich! Und was wird sein Loos sein? Der Triumph einer achtägigen Präsidents- schaft, und die Ueberzeugung, daß heute andere Garantien, als ein berühmter Familienname, die Kunst des Temporisirens und gesellschaftliche Ge- wandtheit erforderlich sind, um Preußens Geschicke zu leiten! — Auerwald wird von seinem Posten zurücktreten, wie er ihn erhalten, ohne Ruhm und Berechtigung, ein Kind des Glückes, das er zu erringen, nicht aber zu verdienen vermochte.

* * Ich habe die „Volksbühne“ besucht, welche seit der Revolution in der Umgegend Ber- lins wie Pilze aus der Erde geschossen sind. In dem nahen Schöneberg sind deren allein zwei, die der Herren Spielberger und Moser, in Mo- abit ein drittes, andere anderswo. Die Zusam- menhangslosigkeit unserer alten Theater mit dem Leben hat sich in dieser letzten Zeit recht schlagend herausgestellt. Die drei Berliner Hofbühnen, Opern- und Schauspielhaus und französisches Theater schlendern ihren alten Gang fort, und spielen ihre alten Repertoires vor leeren Bänken ab. Der frische Hauch der neuen Zeit hat sie nicht berührt. Sie scheinen, wie das ganze Hof- theaterwesen Deutschlands, dem Tode geweiht.

Nicht einmal den Royalismus verstehen sie hier auszubeuten, durch Aufführung von Stücken, die an die großen Gestalten der preussischen Dynastie anknüpfen, und gerade jetzt gute Wirkung nicht verfehlen würden. Denn in Berlin stecken noch viel mehr royalistische Elemente als man draußen glaubt. Aber auch diese modernen Volkstheater gewähren einen niederschlagenden Eindruck. Ich habe diejenigen besucht, welche, wie das Theater im Moabit, den Versuch machen, statt der altbekanntesten Iffland'schen, Töpfer'schen u. s. f. Bühnenstücke, wie wir sie auf allen Winkeltheatern sehen, die neueste Gegenwart dramatisirt vorzuführen. Man gab ein nagelneues Stück: „der Bürgergeneral“. Es sollte die bisherigen Kommandeure der Berliner Bürgerwehr, Aschoff und Blesson, verspotten; wie ein anderes: „Sola Montez“ betitelt, die Münchner Skandalgeschichte. Die elende Bretterbude war gedrängt voll, trotz der für ein Volkstheater viel zu hohen Eintrittspreise von fünf und acht Silbergroschen. Auch war es nicht das „Volk“, was dort hingeströmt war. Denn das Volk hat jetzt fünf Silbergroschen weniger übrig als sonst. Aber welche Feder schildert die namenlose Erbärmlichkeit dieser nagelneuesten Erzeugnisse der freien dramatischen Muse von Berlin. Nicht nur witz- und geistlos — das wäre wenig, nein! völlig sinnverlassen zusammenhanglos, kindisch albern — die Unfähigkeit des Kretinismus. Keine Spur von Satyre, kein treffender Einfall, keine Idee von einer Handlung — die pure nackte Misere, die gedankenbaarste Bettelarmuth. Selbst nicht einmal gemein waren diese Stücke, oder vielmehr das wüste schaaale Gebräu der albernen Reden, welche die Schauspieler von sich sprudelten. Und diese Schauspieler erst! Daß sie mit mir und mich auf gespanntem Fuße lebten, wäre noch das Geringste. Aber diese hüllenlose Jämmerlichkeit, welche nur von der sinnlosen Albernheit der Stücke selbst betroffen wurde, dieser gänzliche Mangel an den allererleментарsten Eigenschaften, welche dazu gehören, eine Menschenrede menschlich vorzutragen — dies geschminkte Glend entlaufener Barbierburschen, Lehrlinge und Nähterinnen war unbeschreiblich und unaushaltbar. Und das Publikum? es lachte nicht, es amüßte sich nicht, es saß steif auf den feuchten Bretterbänken, es langweilte sich sichtbar — aber die Philister und Philisterfrauen von Berlin hielten sich aufrecht durch das Bewußtsein, sieben und einen halben Silbergroschen für das „neue“ Amusement des Volkstheaters bezahlt zu haben, und die Acteurs konnten am nächsten Abende dieselben Stücke wiederholen! — Ich verließ das „Volkstheater“ mit schwerem Herzen. So gänzlich zeugungsunfähig für die redende

Kunst hätte ich die neue volkstümliche Bewegung doch nicht geglaubt, für so witzlos, so ohne Pointen die neue dramatische Volkspoesie der Stadt des Witzes nicht gehalten. Selbst in dem „gesudeltsten Konterfei“ der Wirklichkeit unserer Gegenwart, würde ich noch immer die Anfänge einer neuen hoffnungsreichen Periode der deutschen Bühnenzustände erblickt haben. In diesen Tintenflexen auf Löschpapier, welche eine dramatische Zeichnung vorstellen sollten, war es unmöglich. Das Ganze war eben nichts, als unser altes Bühnenwesen auf der allerniedrigst möglichen Stufe seiner Erbärmlichkeit. Darin lag das Betrüübende und Trostlose. Bei dieser Aufspreizung, welcher das schon an sich Erbärmliche noch als Ideal vorschwebte, war es mir ein ordentliches Labfal, als ein einziges Mal eine Stimme aus den höheren Zuschauerregionen, mit allen Zeichen der Brantweinseligkeit, einer der agirenden Schauspielerinnen, inmitten ihrer tragischen Phrase, sein lustiges: „Guten Abend Mieke! wie geht's Dich?“ zurief. Dieses komische Intermezzo, das leider sogleich zur Ordnung gezischt wurde, war der einzige Preis, den ich aus meinem Besuche dieses neuen Berliner deutschen Volkstheaters davon trug. — Da reden sie in den Klubs aller Arten von Hebung der Volksbildung, von Auffrischung des Volksgeistes, von der Sorge für die arbeitenden Klassen. Aber statt aufrührerische Reden zu halten, sollten sich die Redner lieber hinsetzen, und sich der Vergnügungsanstalten des Volkes annehmen, welche den Mühseligen und Geplagten über die Nöthen der Gegenwart durch eine fröhliche Stunde hinweghelfen. Ich dachte an die Volkstheater der Italiener, an das unvergleichliche San Carlino Neapels, wo selbst unter dem härtesten Drucke der alten Tyrannei die volkstümliche Poesie eines Dramas aufgeblüht ist, in dem sich das Volk wieder erkennt mit seinen Schwächen und Stärken, seinen Tugenden und Fehlern. Wie weit haben wir mit aller unserer Intelligenz noch dahin! (Bremer Btg.)

* * Ein sehr thätiger Mitarbeiter der Reform von Ruge und Dypenheim, ist Staatsminister von Schön. Wir haben von demselben eine Beurtheilung des abgetretenen und gegenwärtigen Ministeriums zu erwarten. Herr von Schön hat trotz seiner Jahre seinen lebendigen Sinn bewahrt und ist noch immer ein muthiger Kämpfer der Freiheit.

Frankfurt a. M. Vorwärts! So lautet der Name eines gebannten Dämons, der lange Jahre im Zauberschlaf lag. Vergebens bemühte man sich mit Druckerschwärze den Zauber zu lösen, die Formel ihn zu erwecken schien nicht

gefunden. Unterdeffen war unvermerkt die Stunde gekommen, und der gebannte Dämon erhob sich aus dem todten Buchstaben mit leiblicher Gestalt, aber er wuchs so schnell und riesenhaft an vor aller Augen, daß die Besonnensten Furcht bekamen, als sie sahen, wie er die Welt hinter sich spanne, und gleich einer Locomotive mit ihr dahin rase. Halt! halt! Vergebens jeder Ruf! Er rast dahin bis er an sein Ziel gelangt. Wollen wir ihn aufhalten? Nein! Wir können nur die Steuerung geben, daß wir nicht über die nächste Brüstung stürzen, dem nächsten Abgrund zusliegen, an dem nächsten Felsblock aus dem Geleise gehoben werden und elend zerschellen. — Alles Ausmaß der Zeit und des Raumes ist geändert. In unsern tropischen Tagen ist Wachsen, Blühen und Verblühen das Werk weniger Stunden. Man altert entsetzlich schnell, und die noch vor kurzem zu weitest voran gekämpft, stehen im nächsten Augenblick im Hintertreffen, und sind im übernächsten als müde und invalide Kämpfer bei Seite geschafft. — Die Männer die für die Freiheit geschrieben, gewirkt, gelitten, in Kerkern gefesselt, verwahrt und verschanzten sich hinter dem Bollwerk altverdienter Achtung mühsam gegen den Vorwurf des Rückstrebens, gegen Verdächtigungen der schlimmsten Art; die auf dem preussischen Reichstage noch unter dem Banner der Opposition als die kühnsten Heroen des Fortschritts glänzten, sind in die Reihen der äußersten Rechten gedrängt; ja selbst die im Vorparlament zuerst Hand anlegten an dem großen Bau der deutschen Einheit, die leuchtenden Sterne verdämmern unter dem blendenden Tagesroth, das heranzubricht. — Wohin mit uns? fragen viele ängstliche Gemüther, die den Fortschritt aufrichtig wollten, aber über seine Niesenbeine erschrecken und die Phänomene die ihn allerorts begleiten. Gewitterschläge, wohin wir nur horchten; gewaltsame Risse, die bis ins Innerste der Gesellschaft uns schauerhafte Einblicke gewähren; dazu die falbe Beleuchtung, vorüberjagende Wolken Schatten und im Hintergrunde das undurchdringliche Grau der Zukunft. Wohin mit uns? Wohin, wenn das Vorwärts in gleichem Tempo noch längere Zeit anwährt? Sollten wir uns wirklich dem goldenen Zeitalter brüderlicher Theilung nähern, wie uns manche Zeitungen verkünden, wie Bayrhoffer und Ronge in neuester Zeit predigen, und schwarz auf weiß den gläubigen Völkerschaften verheißten? Werden die Verbreiter des neuen Evangeliums in geschlossener Phalanx auch bald in die Hallen der Parlamente einziehen und von dort ihre Decrete allgemeiner Wohlfahrt in die Welt schleudern? Ohne Furcht ihr Zaghaften! Es ist ein Unterschied zwischen der Kraft und Fülle die sich erhebt,

ausdehnt, und der Krankheit die sich in Fieberträumen unruhig auf dem Lager wälzt. Nicht der Ruf Vorwärts wird uns dieser Krankheit entgegensühren. Die Krankheit wird nicht kommen, sie ist da, sie ist nicht wegzuleugnen; die Kräfte mag eine gefährliche sein; aber laßt uns den krankhaften Zustand nicht mit dem normalen verwechseln. Wir wollen an alle Mittel der Abhilfe denken und unsere Kräfte vereinigen in diesem heiligen Zwecke. Freilich ist das nicht oberflächlich mit Pülverchen und Salbe, mit einigen Phrasen abgethan. Aber wir wollen in dem Vorwärts eben die einzige wahre Cur dieser Krankheit erblicken. Sind es sanguinische Träume? Oder haben wir nicht vollkommen Fug und Recht dies zu hoffen, wenn alles und zugleich in einander greift? Wenn die Freiheit gesichert, gesetzlicher Zustand und Ordnung wieder hergestellt sein wird, wenn Handel und Gewerbe mit neuem Aufschwung sich erheben, wenn größere Sparsamkeit im Staatshaushalt eingeführt, der alte Krebschaden großer stehender Heere durch die Volksbewaffnung beseitigt, Unterricht und Erziehung verbessert, für Gewerbeschulen, Vorrathshäuser, Leihbanken, Sparkassen, Organisation der Arbeit bis zu einer gewissen Grenze vom Staat aus gesorgt sein wird, wenn eine veränderte Besteuerung ein angemesseneres Verhältniß herstellen und die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens wohlfeiler machen wird, wenn endlich die Auswanderung und der Abzug aus überbevölkerten Erd- und Landestheilen nach menschenleeren Gegenden geregelt, unter öffentlichen Schutz gestellt, mit freiem, zweckmäßigen Ueberblicke geleitet sein wird? Wenn es uns wirklich ernst ist mit diesen Aufgaben, können wir in gemüthlicher Ruhe neben uns jene Bergpredigten hören die bereits das Maximum bestimmen, über welches hinaus der Privatsäckel zum Gemeinsäckel und der Vertheilung preisgegeben wird. Ist doch bei dieser Rechnung vergessen, daß die Achtung des Besizes die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft ist, und daß nur Hunger, Noth, Sklaventhum dieses innerst menschliche instinctartige Gefühl auf Augenblicke übertäuben könne. (N. Z.)

Jena. Unsere kleine Universität gewährt in einem engen Rahmen ein Bild des vielgespaltenen und durch factiosen Eigensinn zerrissenen Vaterlandes. Demokraten und Constitutionelle, Anhänger des deutschen Kaiserthums und Freunde der Föderativrepublik, Socialisten und Nationalöconomen alten Schlages, eine begeisterte, in frischer Thatenlust gährende Jugend, eine sich selbst nicht klare Bürgerschaft, von dieser im Schlepptau fortgerissen, und ein Professorenthum, dem, wie

anderwärts, die farblose Stubenweisheit bei jedem Schritt und Tritt nachhinkt, — das ist die bunte Musterkarte. Der Constitutionalismus hat sehr ehrenwerthe und sehr intelligente Vertreter; doch sind diese offenbar im Verhältniß zur Gegenpartei nicht rüstig und rührig genug. Man steckt die Köpfe zusammen, wenn man sich allein glaubt; man schreit Ach und Wehe über die schändliche Rücksichtslosigkeit des Radicalismus; aber wenn es gilt, sich muthig um das Banner zu schaaren, das man entfaltet hat; wenn es gilt, die Verhältnisse klar und scharf aufzufassen, exceptionellen Stimmungen und Zuständen Rechnung zu tragen, überwundene Standpunkte aufzugeben — dann zeigt sich sofort eine bedauernswerthe Ohnmacht und Energielosigkeit. „Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That, und wenn man weise denkt und spricht, so fehlt doch viel, daß man gemessen handle.“

Köln. Die Parteien scheiden sich immer deutlicher. Die Republikaner waren von Anfang an die rührigsten, und wenn sie verhältnißmäßig nur wenige Männer von Vermögen und Ansehen zu den Ibrigen zählten, so bemühten sie sich desto eifriger und erfolgreicher, die Massen zu gewinnen. Dr. Gottschalk hat seine 5 bis 6000 Arbeiter gut organisiert. Sie ziehen mit ihrer Fahne und in Marschordnung in die Versammlung, wo offen die Republik gepredigt wird. Gottschalk ward neulich in der Versammlung aufgefordert, die Republik auszurufen. Er sagte, es wäre noch nicht Zeit. Wie mächtig diese Partei, wie mächtig diese Arbeiter sind, besonders durch die Muthlosigkeit der Gegner, kann man daraus sehen, daß der Stadtrath es nicht wagt, ihnen den großen Saal des Gürzenich zu ihren Zusammenkünften zu verweigern. Nur die Forderung der Arbeiter, sich auf eigene Hand zu bewaffnen, ist bis jetzt hingehalten worden. Zu den Republikanern darf man jetzt auch die Demokraten rechnen, welche sich bei Stollwerk versammeln. Seit bei der Frankfurter Generalversammlung der demokratischen Gesellschaften die Republik, als die einzig für Deutschland geeignete Verfassung erklärt ward, hält man es im Stollwerk'schen Saale nicht länger der Mühe werth, seine wahre Meinung zu verbergen. Statt von constitutioneller Monarchie auf breiterer demokratischer Grundlage, spricht man jetzt einfach von Republik. Die neue Rheinische Zeitung sucht auf alle Weise die Gemüther dafür zu gewinnen. Die Reaction war von Anfang an ihr Losungswort. Sie sollte eigentlich am 1. Juli erscheinen; allein da die Reaction ihr Haupt mit einer solchen Frechheit erhübe, daß bald September-Gesetze in Aussicht ständen, so müsse man, wie es in der Ankündigung hieß, die Zwischenzeit benutzen, und deshalb erscheint

die Zeitung schon vom 1. Juni ab. Als zeitgemäß werden jetzt in diesem Organ der Demokratie die Verhandlungen über das Todesurtheil Ludwigs XVI. ausführlich abgedruckt. Diesen Bestrebungen gegenüber haben sich alle Diejenigen, welche am Königthum, an dem Bestande der gegenwärtigen Ordnung festhalten, ermannt, und sind zu einer Gesellschaft, dem Bürgerverein, zusammengetreten.

* * * Levin Schücking erzählt in der Kölnischen Zeitung: Ich hatte in Oesterreich den Enthusiasmus kennen lernen, welcher unter dem Landvolke der Steyrischen Berge, unter allen Klassen in Wien für den „Johann“ lebt. Ich machte meinem begeisterten Herzen Luft, ich schilderte ihn, wie er auf seinem Brandhose in Steyermark wirthschaftet und nichts mit der Wiener Aristokraten-, Jesuiten- und Weibewirthschaft zu schaffen haben will, wie er im grauen Gemäsjäger-Loden mit den grünen Aufschlägen in den Bergen wandert, in der Bauernhütte einkehrt und, zwischen dem Volke sitzend, mit ihnen aus einem und demselben Milchnapf schöpft — ein schlichter Landmann, der nichts vor anderen Menschenkindern voraus haben will. Nur wenn es zu helfen, zu unterstützen gilt, dann ist er vornehm, dann ist er Fürst, dann ist er Herzog von Oesterreich. — Und dann seine Heirath. Die ist gar merkwürdig. Es war in einem stillen entlegenen Posthause, mitten in den Bergen von Innerösterreich und um die Zeit der Ernte. Alle Knechte waren auf dem Acker, nur der Posthalter, ein alter, von Sicht gelähmter Mann und ein Stallbube waren da; in der Stube saß des Posthalters Tochter, ein schlankes kräftiges Kind der Alpenwelt, und beugte die frischwe, von der Bergluft geröthete Wange über ihr Nähzeug. Da rollt eine vierspännige Kalesche vor — der Alte kommt ins Zimmer geeilt, Noth und Schrecken in jedem Zuge. — Der Erzherzog Johann — der Erzherzog Johann ist da — und alle Knechte fort! — Der Erzherzog Johann — der darf nicht warten! sagte das Mädchen, ich will ihn fahren! — Sie eilte fort, ehe noch der Alte eine Silbe erwidern konnte. Der Stallbube und der Postknecht von der letzten Station legten die Relaispferde vor. Unterdeß holte das entschlossene Kind des Posthalters die neue Postillon-Montur, die für Galagelegenheiten verschlossen im Schranke hing, kleidete sich rasch hinein, und nach kurzer Verzögerung saß sie im Sattel, hoch zu Ross, nahm Zügel und Peitsche — und lustig rollten Reisewagen und Erzherzog weiter. — Des Erzherzogs Auge fiel nach einer Weile auf die Gestalt des Postillons, der ihn fuhr. Diese leichten schlanken Formen, diese Umrisse der Schultern, diese knappe Taille unter der dunkelrothen Uniform

mit den schwarzsammtnen Aufschlägen schienen ihm auffallend. Er knüpfte ein Gespräch mit dem hübschen Schwager an. Dieser antwortete geschickt und treffend — das weiche Organ machte vollends den Verräther. — Du bist ein Mädchen! fragte der Erzherzog endlich. — Sie erschrock. Es war niemand auf Stundenweite, der Eure Kaiserliche Hoheit hätte fahren können! sagte sie stockend, — der Erzherzog Johann durfte nicht warten. — Ihr Gesicht glühte dunkelroth — der Erzherzog mußte es über alle Beschreibung reizend finden; denn das Ende der Geschichte war, daß er sagte: Sie haben Sich meinethalb zum Manne gemacht — ich kann nicht weniger thun als Sie zur Frau machen! — Dazu willigte sie gern ein — wer aber nicht einwilligte, das war der Kaiser Franz, der doch auch gefragt werden mußte. In der Burg zu Wien würde man ganz außer sich gerathen sein über diese romantische Thorheit, wenn man nicht vielmehr aus vollem Halse darüber gelacht hätte. Der Erzherzog aber betrieb die Sache sehr ernsthaft; er setzte seinen Kopf darauf, und der Kaiser — mußte am Ende nachgeben; er mußte die Tochter des Postmeisters zur Baronin von Brandhof machen, und Johann heirathete sie. Seinem Sohne hat er die Stammburg der Grafen von Tirol bei Meran gekauft; er heißt Graf von Meran — die Baronin Brandhof aber ist eine so gute Erzherzogin geworden, wie die schöne Welsler auch, und wenn nicht so schön, doch sicherlich so liebenswürdig wie sie, und angebetet von allen, die sie kennen. Die ganze vornehme Damenwelt Wiens hat keinen Flecken auf sie zu werfen gewußt — wer Wien kennt, der weiß was das sagen wil! — —

London. Junius sagt in der Einleitung zu seinen Briefen: Laßt Euch von mir ermahnen und beschwören, nie einen Angriff auf Eure politische Verfassung, wie gering Euch der Fall auch scheinen möge, ohne entschlossenen und beharrlichen Widerstand durchgehen zu lassen. Ein Vorgang erzeugt den andern. Sie häufen sich schnell und werden zum Gesetz. Was gestern Factum war, ist heute Doctrin. — Laßt es in Eure Seele geschrieben sein, laßt es in Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte ist, daß das Recht der Jury's, in allen denkbaren Fällen einen allgemeinen Ausspruch über Schuld oder Unschuld zu thun, ein wesentlicher Theil einer Verfassung ist, der durch die Richter nicht controlirt oder beschränkt, noch durch die Gesetzgeber in irgend einer Art in Frage gestellt werden darf.

Paris. Den größten Schimpf hat einst Börne der Polizei in seiner französischen Zeitschrift *Balance* angethan. Er sagte: Wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte sie ebenso gern in einem Bordell erziehen lassen, als daß ich sie der Aufsicht der Polizei anvertraute.

Nastatt. In einer mit vieler Klarheit abgefaßten Flugschrift, die hier unter dem Titel erschienen: Soll Deutschland österreichisch oder Oesterreich deutsch werden? von J. G. Garnier heißt es: Wir Deutsche betrachten Oesterreich noch immer als eine deutsche Macht, sollen wir uns darum noch wundern, wenn fremde Nationen, welche uns weniger kennen müssen, als wir selbst, in Oesterreich auch noch immer, wie zur Kaiserzeit, den Herrn und Meister von Deutschland sehen und uns Deutsche für alle seine Handlungen verantwortlich machen? Oder warum flucht der Italiener dem Deutschen? Hat ihm der Letztere je etwas zu Leid gethan? ihm Uebles zugefügt? Das ist nur der Oesterreicher. Von ganz derselben Natur ist der Haß der Ungarn gegen die Deutschen. Und warum flucht der Pole dem Deutschen? Aus dem nämlichen Grunde, nur daß dabei noch eine andere deutsche Macht, Preußen, die Mitschuldige war. Daraus entsteht auch die schöne Bescheerung für uns, daß während der größere Theil der Bewohner von Oesterreichs deutschen Bundesländern keine Deutschen sind, daß während nicht allein Czechen, sondern ein großer Theil der Bewohner des durchaus deutschen Wiens von Deutschland nichts wissen wollen, Oesterreich es in seiner Gewalt hat, den deutschen Namen zu einem Namen des Abscheus zu machen. In der That, eine ächt deutsche Mission, den Schrecken des deutschen Namens, denn davon soll, nach Tacitus, ja die Benennung Germanien herrühren, in Europa zu verbreiten! Dank Dir, Croate! Du hast es dem Italiener gezeigt, was ein Deutscher ist, was ein Deutscher zu thun vermag! — Der praktische Engländer, welchem bis jetzt, und aus triftigen Gründen, weder eine deutsche noch andere auswärtige Macht viel Unheil angethan, sieht doch die deutschen Verhältnisse aus einem ganz ähnlichen Gesichtspunkte an. Die politischen Charaktere beurtheilen Deutschland nach der Analogie der türkischen Provinzen, Moldau, Wallachei und Serbien, wo gleichfalls ein doppeltes Protectorat stattfindet, sagend: wie dort Rußland und die Türkei die Souverainität über jene selbstständigen Fürstenthümer gemeinsam ausüben, so stehen einstweilen die selbstständigen Staaten Deutschlands unter der Doppelherrschaft von Preußen und Oesterreich, bis, sowie in der Türkei Rußland, so vermuthlich in Deutschland Preußen die Allein-

herrschaft erringt. Im Morning-Chronicle konnte man oft Artikel in diesem Sinne lesen, freilich je nachdem die Umstände wechselten; d. h. regelmäßig war das Chronicle, sowie die ganze englische Presse, die Times voran, nicht der besondere Freund Preußens, wegen des Zollvereins, der den Engländern immer ein Dorn im Auge war, — allein besonders seit der Periode, daß das Ministerium Guizot sich Oesterreich entschieden genähert hatte, oder seit der spanischen Heirath, stellte es das Chronicle, damals noch das Organ von Lord Palmerston, wiederholt als das wohlverstandene Interesse Englands dar, Preußen in seinen Bestrebungen nach der Oberherrschaft Deutschlands zu unterstützen oder ihm wenigstens nicht länger entgegenzuarbeiten. Will ein Deutscher das nicht gelten lassen, und weder Bundestag, noch Preußen und Oesterreich als den Souverain von Deutschland anerkennen, so antwortet der Engländer allenfalls: ich weiß aus Deutschland nichts zu machen; wo ein Land ist, muß auch eine Regierung, ein Oberherr sein; sei Deutschland vielköpfig, wie ein indischer Gott, oder ein vielköpfiges Ungeheuer, wie die lernäische Schlange, so muß es doch immer nur einen Leib haben; stoßt Ihr Deutsche Euch aber bloß an den doppelten Farben Cures Souverains, daran, daß er ein halb preußisches, halb österreichisches Gewand trägt, so ist das eben wie bei dem Souverain in unserer Weihnachtsphantomime, bei unserem Harlekin mit dem Zauberschwert. — Noch schneller und logischer faßt thut aber die Masse des englischen Volkes den Streit ab, indem es räsonnirt: Vor der französischen Revolution war der Kaiser von Oesterreich immer Kaiser von Deutschland, wir haben ihm geholfen, und jetzt habt ihr Deutsche bloß etwas den nordamerikanischen Zuständen Aehnliches. Euer Congress ist der Frankfurter Bundestag, und da Oesterreich der ständige Präsident dieses Congresses ist, ist es auch der ständige Souverain der deutschen Confederation.

Miga. Die Regierung hat, wenigstens auf einige Zeit, das Lesen der freisinnigsten deutschen Zeitschriften, unter andern auch der Mannheimer Abendzeitung, freigegeben, um den unterthänigen Russen erklärlich zu machen, bis zu welchem Grade von Anarchie man nach Loslassung der Presse gelangen könne. Früher zog man gegen gewisse Erleuchtungen, die von der westlichen Sonne Europa's über die russische Grenze fielen, mit einem in Druckerschwärze getauchten Pinsel zu Felde, d. h. man schwärzte die mißliebigen Stellen an. Selbst die „Augsburgerin“ sah zuweilen ganz verteufelt aus, indem sie auf ihrer Wange Schwarzpflaster trug, die so groß waren, daß sie wahrlich nicht mit Schönplasterchen verwechselt werden

konnten. Dies ging in neuerer Zeit so weit, daß man sich hier mit der scherzhaften Rede herumtrug: die Regierung habe aus Mangel an Schwärze an einige namhafte ausländische Häuser Bestellungen gemacht. Da diese aber in Folge mancher Handelskrisen nicht einliefen, auch übrigens Schönheiten hinter diesen Verschleierungen um so interessanter und verlockender werden, so entschloß man sich, das grausame und bitterböse Herz dieser westlichen Zeitgenossinnen zu enthüllen, damit der große Teufel, der darin stecke, das aufkeimende Teufelchen der Revolution aus dem Herzen des lesenden Russen vertreiben möchte. Dieser deutschverstehende russische Unterthan verzieht dabei natürlich die Gesichter, und giebt sich die officiële Miene, als sei dies vollständig gelungen. Glaube es wer will! Hört man jedoch die Leute und namentlich die Edelleute sprechen, so sollte man meinen, daß der Patriotismus niemals größer gewesen sei in Rußland als jetzt. Aber nicht alle denken so. Hinter der Maske des Russenthums, die man vornehmen muß, hinter diesem Grabe der Freiheit, werden die aufrichtigsten Gesinnungen für Deutschland wach. Es ist nur schrecklich, daß man das alles wieder in sich hineinverschlucken muß. Auch wir erwarten einen Messias, einen Erlöser, der uns in ein neues Leben erweckt.

* * Eine Gräfin schreibt: „Wir sind stolz darauf, russische, gnädigstregierte Unterthanen zu sein, und bedanken uns vor der Ehre, großsinnige, freie Deutsche zu heißen. Der Kaiser wird auf seine Leute rechnen können, und niemals hat er wohl getreuer, gehorsamere Unterthanen gehabt als jetzt. Gott erhalte ihn bei seiner Kraft, damit er uns vor solchen unanständigen Auftritten schütze, wie sie sich in dem freien großsinnigen Deutschland ereigneten.“

Weimar. Mir ist nicht bange, — sagte Goethe am 23. October 1828 — daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chaussees und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem aber sei es eins in Liebe unter einander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind. Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimar'schen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und

hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. — Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum. — Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und ferneren Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen, einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge? — Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstentümer, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? — Geseht, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände? ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht! — Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken. An Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule

hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich! — Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch etwas! — Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Cassel, Braunschweig, Hannover, und ähnliche; denken Sie an die großen Lebens-elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen? — Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber wohl bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? — Ich habe Ursache, daran zu zweifeln.

Yucatan ist das Grab eines großen Volkes, welches geheimnißvoll verschwunden ist und keine Geschichte hinterlassen hat. Seine Wälder sind voll von majestätischen Trümmern ungeheurer Tempel, bedeckt mit den Zeichen eines untergegangenen Glaubens, von den Ueberresten edler Städte und Paläste. Jetzt scheint die Halbinsel zum zweiten Male das Grab eines gebildeten Volkes werden zu sollen. Die Indianer haben die Weißen überfallen, welche sich hier seit dreihundert Jahren angesiedelt, und vertilgen sie mit grausamer Wuth. Die Weißen haben sich in ihrer Noth an die Amerikaner, an die Engländer, an die Spanier gewandt und flehend ihr Land dem angeboten, der sie unterstützen will. Allein die Whigs wollen von keiner ferneren Eroberung wissen; der Präsident hat die Hilfeleistung ablehnen müssen. Eben so wenig aber wollen die Amerikaner den Engländern oder Spaniern erlauben, sich Yucatan zu bemächtigen. Sie haben längst erklärt, kein Europäer solle mehr festen Fuß auf amerikanischen Boden setzen, und werfen selbst schon lüsterne Blicke nach den schönen Antillen.

J. Casfer.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.